Die Schreibmaschine.

Novelle von **Joachim von Dürow.**

In schmaler, unbegrünter Straße einer Mittelstadt wohnten ein paar Hagestolze, die Brüder Heinrich und Anton Hartwich. Es waren ältere Herren, die einander wunderbar ähnlich sahen. Groß, hager, die Augen ungewöhnlich nahe zusammenstehend; lippenlos der Mund, mehr Einschnitt denn Mund, und absolut nicht für den Kuß geeignet.

Sie hatten ihrerzeit ein kleines Anwesen besessen, dieses mit Vorteil losgeschlagen, um ohne das Risiko der Wirtschaft in Frieden leben, das hieß — sparen zu können. Keiner der Brüder hatte an Heiraten gedacht, insofern man bei einer Heirat, ihrer Ansicht nach, mehr oder weniger immer reinfiele.

Daß sie trotzdem des Weibes sich nicht entschlagen konnten, bildete das Elend ihres Lebens. — Das Elend hieß Fiebelkorn; war betagt, Witwe; übernahm die Aufwartung, kochte das Mittagsmahl und sorgte für das ab und zu den Herren notwendige seelische Bürstbad, besonders in bezug auf deren Sparsamkeits-Prinzipien. War es etwa Herren Antons würdig, so viele Worte loszulassen, wenn ihr bei dem peinlich überwachten Heizen zwei Schwefelholzköpfe abgesprungen waren?

Anderseits stellte sich die Fiebelkorn darüber, wenn Herr Heinrich behaupten wollte, ihre Tasche habe sich beim Nachhausegehen wegen eines mitgenommenen Preßsteines gebläht. Preßsteine sind eben schlank und schieben sich unversehens in einen Schlitz. — Dagegen wußte Dame Fiebelkorn, was sie ihrer Ehre schuldig war, wenn jener Anton sich aufs Keifen legte, weil von den zehn Rosinen, die er ihr für die Hafergrützsuppe zugezählt hatte, nur sieben auf den Tisch gekommen sein sollten. Solchen Anschuldigungen gegenüber entfesselte sich ein Redestrom, vor dem beide Herren verschüchtert die Tür zuzogen: „Dem Mundwerk sind wir nicht gewachsen."

Im übrigen machten die Hartwichs, neben dem Kultus der Sparsamkeit, scharf in Politik. Die Sache selbst war ihnen im Grunde „Wurscht"; es handelte sich nur um die Rückwirkung der politischen Geschehnisse auf den Stand der Papiere. — Wenn die Hypothese sich bewahrheiten sollte, daß man im Jenseits mit dem Gedanken erwache, den man auf Erden zuletzt gehabt, Anton und Heinrich Hartwich wären „drüben" mit Zins, Kurs und Dividende gelandet. Sie hätten droben einfach weiter lombardiert. Daß ihnen Petrus die Himmelstüre ein für allemal zuschlagen könnte, danach fragten sie nicht. Sie fragten überhaupt nicht nach den Dingen, die da außerhalb von Rost und Mottenfraß stehen.

Nicht immer waren die zwei Brüder so allein gewesen wie jetzt. Sie hatten eine Schwester gehabt, ein nachgeborenes, ganz anders denn sie geartetes Geschöpf; lustig und rundwangig. — Die Mutter hatte beim Sterben sich die Söhne herangewinkt, um mit letzter Anstrengung der blassen Hand auf die Schwester zu deuten. Alles ohne Worte, zu denen die Kraft gefehlt. Verstanden war die Mutter worden; aber versprochen hatten die Söhne nichts.

Sie sorgten trotzdem auf ihre Art für die Schwester. Ein Mann war ihr erkiest worden, ein bißchen ältlich zwar und leicht sabbernd aus der linken Mundecke. Den wollte die liebliche Helene jedoch nicht. Und was war das leichte Sabbern gegen das schwere Geld, das er hatte!

Als Helene nun jählings aufmuckte, als sie verlangte, daß das in dem Gute steckende Kapital ihr ausgezahlt wurde, bloß damit sie einen armen Musiklehrer von sündhafter Schönheit heiraten konnte, da war alles vergessen, was die Mutter noch in letzter Stunde gedacht haben mochte. Die Wünsche von Sterbenden, meinten die Brüder, seien ja, unter der Trennung von Leib und Seele stehend, oft so wenig maßgebend, daß es unvernünftig wäre, sie bei späteren Entscheidungen mitsprechen zu lassen. Anton und Heinrich hatten einfach mit der Schwester gebrochen. Punktum. Streusand drauf!

Als es sich herausstellte, daß das Vermögen der kleinen Helene in kurzer Zeit aufgebraucht worden war, blieben die weiteren Briefe uneröffnet.

Eines Tages aber war einer mit dem Poststempel „Hamburg" gekommen, den Bruder Heinrich erbrochen, er wußte selbst nicht, warum. Helene hatte nichts haben wollen. Was sie zum Schreiben veranlaßte, war allein der Wunsch gewesen, Anton und Heinrich noch einmal zu sehen, ehe der Dampfer, der sie, ihren Mann und ihre kleine Therese nach Amerika bringen sollte, den Hafen verließ.

Es mußte wohl etwas Herzbewegendes in der Bitte, daß die Brüder nach Hamburg kommen möchten, gelegen haben. Mit der Gesundheit der Schwester sollte es in Beziehung auf die Lunge auch nicht ganz sicher stehen. — Jedenfalls hätte jeder der Brüder sich erweichen lassen, wenn der andere nicht gewesen wäre. Beide hatten sich in die Augen gesehen, gewissermaßen heischend: „Du wirst doch nicht etwa!" Nur nicht vor einander sich lumpen lassen in Unversöhnlichkeit!

In der Nacht, da das Schiff abging, waren Heinrich und Anton sich bewußt geworden, daß ein gemeinsames Schlafzimmer, wie sie es aus Sparsamkeit sich eingerichtet, seine dunklen Seiten haben könne. Was brauchte der eine von dem Sichherumwälzen des andern zu wissen? — Sie hatten ja auch schon vorher manch ruhelose Nacht zu verzeichnen gehabt. Oder war es etwa Frieden gebend gewesen, als sie die Feuerversicherung bis aufs Niedrigste herabgesetzt hatten, und ein paar Tage darauf der Wirtschaftshof aufgeloht war wie ein angestrichenes Schwefelholz?

Dann die Geschichte mit den Aktien der Hamburger Paketfahrt-Gesellschaft. Verkauft hatten sie jene Aktien, weil ihnen Wasser ein zu unsicherer Boden schien; und von dem Moment an waren sie Tag für Tag im Kurs gestiegen, gestiegen wie die Drachen.

Was aber war das alles gegen das Bild der fortgezogenen Plante des Schiffes, das die kranke Schwester hinwegtrug, wohl für immer? ! Wenn der Gewissenswurm in jener Nacht mit dem Holzwurm Schritt gehalten, würden die Brüder geistig ihr Häuflein Mehl vor der Bettstatt vorgefunden haben.

Nicht allzu lange darauf traf die Nachricht von dem Tode Helenens ein. Heinrich und Anton bewohnten jetzt jeder sein eigenes Zimmer, in dem sie sich mit ihrem Ich abfinden konnten. Gesprochen war über die Sache nicht weiter worden.

Jahre waren hingegangen, ohne irgendwelche Beunruhigung von da drüben. Mann und Kind Helenens mußte es gut gehen, oder sie waren eben verschollen.

Eines Tages aber fuhr ein Schrecken durch das stille Haus. Es ereignete sich nicht Geringeres, als daß Therese, die Nichte der beiden Herren, sich meldete. Sie war schon seit längerer Zeit in Berlin, und sie wollte, wenn auch nur für ein paar Stunden, herüberkommen, um die Brüder ihrer Mutter kennen zu lernen. — Wie ein plötzlicher Sturmwind, der alle Fenster und Türen im Hause klappen macht, wirkte die Ankündigung dieses Besuches. Heinrich wie Anton waren einfach fassungslos! — Die Pforte ihres Häuschens tat sich so selten einem Gast auf. Gäste kosten ja Geld; und wenn sie kein Geld kosten, so kommen sie eben nicht. Zudem — wie alt war diese Nichte eigentlich?

Sie rechneten, irrten sich, zuckten die Achseln, schrien sich an und kamen schließlich zu dem Resultat: Erst neunzehn Jahre! — Man fuhr sich in die spärlichen Haare.

Einer der Brüder hatte einmal in törichter Anwandlung einen jungen Hund als Wächter ins Haus gebracht. Der war in gänzlicher Verkennung der Verhältnisse durch alle Stuben gerast. Hatte beim Wäschezählen Heinrichs Kragen erfaßt und ihrer etliche unter das Bett getragen. An Antons Socken hatte er die Ferse abgekaut. — Der Gedanke an die neunzehnjährige Nichte ließ die Erinnerung an den Köter plötzlich wieder erstehen. Auch bei ihr würde sich das Jungsein auf irgendeine schreckliche Art betätigen. Man konnte auf alles gefaßt sein.

Dann die Fiebelkorn! Das Silberzeug sollte herausgegeben werden — Hase, Rotkohl, Baiser sollten aufziehen! — Ob die Fiebelkorn einen Vogel habe? Bei Rindfleisch mit Nudeln und schwarzschaligen Messern und Gabeln müsse es bleiben. Ob die Nichte sich etwa einbilden sollte, sie wäre bei Rothschilds zu Tisch oder gar bei einem Fürsten? — Was wußte diese Fiebelkorn von Konsequenzen?

Jedenfalls war die Erscheinung des Mädchens angetan, das Bild des durch die Stuben rasenden Junghundes zu verschieben. Es war ein hübsches, blasses Ding, ohne die sündige Schönheit des Vaters. Die Augen sahen auch nicht aus, als ob das Lachen gerade in ihnen Quartier gemacht hätte.

Ob man den Herrn Papa wohl auch erwarten könnte, war eine von Onkel Heinrichs ersten Fragen gewesen. Und darauf das Mädchen, in einem Tonfall von Ruhe und Schmerz, der zu denken gab: „Nein, mein Vater lebt nicht mehr. Ich bin seit längerer Zeit in Berlin. Ich habe mich als Angestellte beim Telephon leidlich durchgeschlagen. Leider vertragen meine Nerven die Anstrengung nicht; und da sich die Gelegenheit dazu gefunden hat, denke ich mir mein Brot auf andere Art zu verdienen."

Tiefe Stille. Dann wieder die wohlklingende Stimme Theresens: „Macht es mir nicht zu schwer, liebe Onkels! Warum soll ich um den Kern der Sache lange herumgehen? Ich bin nicht nur gekommen, um euch einmal zu sehen —"

„Es ist auch nichts an uns zu sehen," fiel Onkel Heinrich rasch ein.

„Sondern um euch eine große Bitte vorzutragen."

Unruhiges Rücken auf zwei Stühlen: „Geld willst du — Geld!"

„Nicht direkt," klang es gedrückt. „Aber seht einmal, der Weg zum Verdienen liegt vor mir. Ich habe Gelegenheit zum Abschreiben verschiedener Manuskripte — Romane wie Dramen. Heutzutage will kein Verlag sich an die Prüfung von handgeschriebenen Manuskripten machen. Es handelt sich um eine Schreibmaschine."

„Und diese Schreibmaschine willst du bei uns finden? Wir schreiben fast nie, wir rechnen nur. Rechnen, wie wir mit unseren paar Zinsen auskommen können."

Darauf Onkel Heinrich milder: „Höre mich an, liebe Nichte! Der Mensch muß Grundsätze haben im Leben. Siehst du das ein?"

Ein Zug von Bitterkeit flog über das Gesicht des Mädchens: „Ob ich das einsehe! Ohne den inneren Halt von Grundsätzen wäre ich einfach ein verlorenes Geschöpf."

„Na also! Unser Grundsatz ist: das Kapital retten! retten! retten! Nicht einen Pfennig über die Zinsen hinaus verbrauchen. Und von diesen Zinsen sollen wir dir nun eine Tippelkommode anschaffen? Wir sind in gewisser Beziehung weltfremd. Was kostet so'n Ding? Etwa gar hundert Mark?"

„Ach nein — mehr, je nach System. Die „Ideal" zum Beispiel kostet vierhundert Mark."

Jetzt sprang Onkel Anton auf, machte eine Runde um den Tisch und saß dann wieder: „Und da sollen wir von den paar Kröten, die wir zu verzehren haben, gleich vierhundert Mark abgeben?" ereiferte er sich mit bebender Stimme.

Eine Enttäuschung legte sich über das Gesicht der hübschen Therese. Sie sah stille zum Fenster hinaus, und es lag etwas in ihren Augen, dem Onkel Heinrich sich nicht so ohne weiteres zu entziehen vermochte. Er schaute hin nach Anton mit einem gewissen schielenden Blick. Aber der saß da wie Ramses auf seinem steinernen Thron. Den berührten die traurigen Augen nicht, und Heinrich zog sich wieder in sich selbst zurück — — warum sollten sie ihn denn berühren? —

„Wenn es also nicht geht —" sagte Therese tonlos.

Jetzt wurde „Ramses" lebendig; er wollte der Sache ein Ende machen, rasch und heldenhaft: „Nein," klang es entschlossen, „es geht nicht — — ein für allemal nicht!"

Man war bei dem Moment angekommen, auf den die Onkels förmlich lauerten: jenes Stadium in der Verhandlung, in dem seitens der Abgewiesenen Zorn und Bitterkeit zum Durchbruch kamen. Den Onkels waren bei gleichen Anlässen allerlei Ehrentitel an den Kopf geflogen: Geizkragen, Schacherer, Knauserfritze waren noch die mildesten. Je nach dem Zornesgrad der Abgewiesenen sollte der liebe Gott die Brüder strafen, der Kuckuck oder der Fuchs sie holen.

Jedoch hier geschah nichts dergleichen. Therese Vollmer erhob sich, sah nach der Uhr; und dann — während zwei klare Tränen die runde Wange herabrollten: „Ich nehme also die drückende Ungewißheit meiner Lage wieder mit. Getäuschte Hoffnung ist eine schlechte Reisegefährtin."

Sie reichte jedem der Onkels zum Abschied die Hand, sah den einen an, dann den andern; und während es um ihre Lippen leise zuckte, fiel das Wort: „Wenn ihr mir helfen könntet, ihr würdet es tun, denke ich!"

Deubel auch! Das dachte die! Das hatte ja noch kein Mensch von ihnen gedacht.

Dann die Fiebelkorn, die natürlich das Ohr an der Tür gehabt hatte: sagen tat auch sie den Herren nichts — aber Augen hatte sie ihnen gemacht — — geradezu gräßlich!

Die Brüder gingen an diesem Abend früher zu Bett denn sonst. Sie standen seltsamerweise unter dem Gefühl, daß der Anblick des einen den andern ärgerte. In der Nacht kamen ihnen Bilder, allerlei unangenehme Bilder von Existenzen, die im Dunkel der Großstadt, von Hunger getrieben, niedergetaucht waren in die Schande. Da war ferner so'n ekelhafter Kanal, der Landwehrkanal — der konnte was erzählen! —

Am nächsten Morgen geschah etwas Ungewöhnliches. Anstatt, daß beim Entfalten des Lokalblattes der Kurszettel scharf kontrolliert wurde, flogen die Blicke, allerdings unter Vorsicht, dabei etwa belappst zu werden, über die Rubrik „Verkäufe" hin. Und beide Männer fanden, was sie suchten: die Anzeige einer Agentur, die Schreibmaschinen aller Systeme prompt und sicher besorgte.

Ein wenig früher denn sonst verließ Onkel Heinrich den Frühstückstisch. Ging nicht so ganz festen Schrittes in sein Zimmer, holte Hut und Paletot vom Riegel und trat ans Fenster, um nach dem Thermometer zu sehen. Donnerwetter! Da kam ja schon Bruder Anton aus der Haustür. Freilich schlug er den Weg ein, der aus der Stadt hinausführte, jenseits aller Geschäfte und Läden. Immerhin hing Heinrich Hut und Paletot wieder an den Nagel. Der Zufall war ein eigener Kobold. Heinrich lag nichts daran, Anton zu begegnen mit seinem etwaigen Fragen: „Wo gehst du hin?" Man konnte ja warten bis zu dessen Heimkehr.

Anton seinerseits war ein Schlauberger. Das Wetterchen ließ sich ja hübsch an. Warum sollte man nicht auf Umwegen zu dem Agenten gelangen, der Schreibmaschinen aller Systeme besorgte? — — Da stand er vor dem Hause, las das Schild und sah sich verschüchtert um. Dann aber mit Kopfsprung: Nur frisch hinein ins Verderben!

„Sie wünschen, mein Herr?"

Zögernd wurden die Rockschöße auseinandergeschlagen; zögernd das Hinterteil dem Stuhl angefügt. Schließlich fiel es von des Mannes dünner Lippe: „Ich komme wegen eventuellen Ankaufs einer Schreibmaschine."

„Und welches System würden Sie bevorzugen?" fragte eingehend der Agent.

„Wollen Sie mir vielleicht das eine oder andere System nennen," klang es etwas unsicher.

Der Geschäftsmann stützte sich mit den Handknöcheln auf die Tischplatte und nannte eine Anzahl.

„Genug, genug! Sie müssen mir doch ein oder zwei Systeme besonders empfehlen können."

„Ja, das hängt ganz von den an die Maschine gemachten Ansprüchen ab. Wenn es sich nicht um eine ständige Benutzung und Anwendung des Tabulators handelt, so genügen Erika und Weltblick vollkommen. Preis hundertfünfundzwanzig Mark." Das war verlockend gegenüber den vierhundert, von denen Therese gesprochen. Aber der gute Geist, der Anton den ganzen gewaltigen Entschluß ins Ohr geraunt, der raunte jetzt keinen Beifall.

„Es handelt sich um jemand, dem die Maschine Mittel zum Verdienen sein soll."

„Dann rate ich Ihnen vielleicht zu Ideal."

Jetzt griff Onkel Anton in die Halsbinde. Von Ideal hatte Therese gesprochen. Scheu sah sich der Käufer im Laden um. Nein, es war niemand da. „Ich nehme Ideal. Ich will sie bezahlen bar — nicht auf Abschlag — hören Sie! Denn das ist, als wenn man dem Pinscher den Schwanz allmählich stutzt. Hier ist die Adresse, an die die Maschine bitte umgehend geschickt werden soll: Fräulein Therese Vollmer. Berlin, R . . . . str. Nummer 145. Absender: Anton Hartwich. Nun aber hören Sie eins: Sie schreiben dem Fräulein: Niemand auf der Welt — verstehen Sie wohl, niemand darf von dem Geschenk erfahren. Ich lasse Fräulein Vollmer bitten, von jedem Dankeswort abstehen zu wollen, da dieses zu einer Entdeckung führen könnte. Ich verlasse mich auf Ihre Verschwiegenheit."

„Edler Wohltäter," flüsterte, während er die Tür öffnete, der Agent.

Ungefähr eine Stunde, nachdem Anton gegangen, erschien in dem Geschäftslokal ein anderer Herr.

Nanu, da ist er ja wieder, der von heute früh! dachte der Verkäufer. Aber er war es nicht, sondern jemand, der ihm wunderbar ähnlich sah. Auch er zögerte beim Eintritt, schlug die Rockschöße auseinander, setzte sich und ließ sich sämtliche Systeme von Schreibmaschinen nennen.

Dann mit energischer Betonung: „Die Adresse ist: Fräulein Therese Vollmer. Berlin, R . . . . str. 145. Absender: Heinrich Hartwich. Vor allem liegt mir daran, daß niemand, auch nicht die nächsten Angehörigen der jungen Dame von der ganzen Sache etwas erfahren. In Anbetracht der Möglichkeit einer Entdeckung durch diesen verzichte ich auf jeden Dank. Ich bitte, dieses dem Fräulein in meinem Namen mitzuteilen."

Bei Nennung der Empfängerin war ein Schwanken durch die Seele des Vermittlers gegangen: War es nicht geboten, daß er sprach? — Die Regung aber schwand gänzlich vor einem Gedankenblitz: Aus diesen zwei Geschäften läßt sich ein drittes machen. Man könnte auf eigene Hand an Fräulein Therese Vollmer schreiben: Falls sie etwa eine der beiden Schreibmaschinen zu verkaufen gedenke, sei man gern bereit, die Vermittlung gegen entsprechende Provision zu übernehmen; worauf abermals unter einem geflüsterten: „Edler Wohltäter" die Tür höflichst dem Heraustretenden geöffnet wurde.

Beide Brüder Hartwich hatten den Weg nach Hause gleichsam beschwingt gemacht. Es war nicht gerade das Bewußtsein der guten Tat, das ihnen ein Flüglein an die Sohle geheftet, es war so ein ungekanntes Gefühl der Befreiung einer vor dem andern. Sie kamen sich ein bißchen als Sausewind vor; sie hatten so einen Stich ins Kecke bekommen. Warum sollte eigentlich Onkel Heinrich nicht mal etwas loslassen, ohne daß der Bruder darum wußte? Und wenn Onkel Anton auf seine Manier ausarten wollte, was ging es jenen Heinrich an?

Vor der Fiebelkorn fürchteten sich die Brüder gar nicht, und als sie ihnen am Abend dieses Tages abermals jene Augen machen wollte, ließen sie sich im Wiederansehen auch nicht lumpen. Es wurden Blicke, wie sie die Hähnlein tauschen, wenn sie gesenkten Hauptes kampfbereit einander gegenüberstehen.

New Yorker Silhouetten.

Heute Nacht um die Geisterstunde wird es eine Woche her sein, daß der einzige Geist, den New York je gehabt hat (so behaupten wenigstens New Yorks Feinde), es angeblich verlassen hat.

Ich meine natürlich den Weingeist, den spiritus vini, den die Wassersimpel darstellen wie den leibhaftigen Gottseibeiuns, den Teufel, mit Pferdefuß und Krallen, und der auch wirklich nicht gerade ein Engel ist, aber doch — wie weiland Maria Stuart — so viel besser als sein Ruf . . .

Bange Seelen hatten alle Schrecken der Prohibition sich und anderen ausgemalt. An den Kredenztischen der Wirtschaften, zu denen sich letzthin so viele Menschen drängten, die, wenn sie den melancholischen Suff hatten, Thränen vergossen über das Schwinden des „Klubs des armen Mannes", hatte man sie seit Monaten gehört, die ewigen Jeremiaden über die kommende „große Trockenheit" und das „arge Verdursten". Die Leute, die mit der Zeit mitgehen müssen auf die Minute oder ihr gar ein wenig vorauseilen — die Journalisten und die Verfasser der Gassenhauer —, ließen sich natürlich erst recht das populäre Thema nicht entgehen. Die kommende Prohibition wurde also gewissermaßen von sämtlichen Aktualitätsmachern im Voraus diskontiert.

Ein sozusagen zehnfach gewarntes Publikum sah der lechzenden Zeit mit Angst und Schrecken entgegen. Dazu kam, daß in der ersten Prohibitionswoche in New York eine jener Glutwellen eintrat, deren nur der New Yorker Wettergott in seiner Niedertracht fähig ist. Zum „argen Verdursten" just das rechte Wetter.

Was geschah aber?

Ich habe in der New Yorker Tief- und Hochbahn noch nie so viele und so gründlich besoffene Menschen gesehen, wie in diesen ersten Prohibitionstagen . .

Ich wurde an ein altes Kouplet der Berliner Lokalposse erinnert, das sie sangen, als ich noch ein Kind war:

„Nu ham mer de Milliarden,
„Und nu is' och noch so."

Prohibition, wie sie in dieser ersten Woche im Schwange war, hatte eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Paragraph 11 des Studentenkomments, der da lautet: Es wird fortgesoffen . . . .

* * *

Ja, die Welt ist nicht viel anders geworden in dieser ersten Prohibitionswoche und New York nicht nüchtern.

Ob aber diese annoch recht feuchtfröhliche Herrlichkeit Bestand haben wird, ist eine andere Frage.

Die Leute, will sagen die Millionen wackerer Zecher in Amerika, hatten die Prohibition im Voraus als eine unabwendbare Kalamität angesehen, nicht aber die Hauptpersonen, die Herren Wirte. Die hatten bis zum letzten Moment steif und fest gehofft, daß Präsident Wilson zu ihren Gunsten ein Machtwort sprechen würde. Sie hatten zwar mitgeheult mit den melancholischen Heulern, weil das den Durst der Kunden und den vorteilhaften Betrieb mächtig anregte, aber innerlich waren sie davon überzeugt, daß sie nach dem Juli weiter den Trunk der Labe kredenzen und womöglich noch bessere Geschäfte machen würden, weil sie so und so viele hasenherzige Konkurrenten die Flinte ins Korn werfen und renommierte Erfrischungsanstalten verkaufen sahen.

Ihnen kam Wilsons „non possumus" wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Die Folge war jenes gründliche Abschiedsfest vom „Dämon Rum", das wir heute vor einer Woche erlebten. Das Volk wälzte sich tagsüber zunächst nach den Läden, in denen Alkohol in Flaschen verkauft wurde, und für die der vergangene Montag wirklich den letzten Tag ihres irdischen Daseins bedeutete. In lebensgefährlichem Gedränge wurden von Christen und Juden an einem Tage so viel gekaufte Weine und Schnäpse verkauft, wie sonst in einem Jahre. Denn es galt ja nicht mehr, die Kundschaft zu halten.

Und am Abend gab es ein Bacchanal wie am Vorabend eines neuen Jahres. Verschiedene Broodway-Cafés mußten Polizei requirieren, um sich der Ueberzahl nicht mehr unterzubringender Saufaus-Kunden oder der gesetzlich ausgeschlossenen, aber im Sturmschritt eindringenden Soldateska zu erwehren . . .

Am nächsten Tage erwachten viele New Yorker mit einem Brand, der mit Eiswasser nicht zu stillen war, und mit dem scheußlichen Gedanken, daß die Zeit der Prohibition begonnen habe. Nicht wenige ertappten sich aber doch darauf, daß sie ganz mechanisch sich nach der freundlich blinkenden Messingstange des Kredenztisches hin bewegten, die sie all' die Jahre abgetreten hatten . . . .

Und siehe da — die große Feuersbrunst in ihrem Innern wurde gelöscht.

Nicht nur verdünntes Bier und noch dünneren Wein, die von der hochwohllöblichen Polizei aus irgend einem Grunde geduldet wurden, gab es überall, nein, auch Schnäpse die schwere Menge.

Unter den Wirten und ihren Paladinen, den Schankkellnern, konnte man da Studien der vier Temperamente machen.

Die Sanguiniker — großenteils „eirisch" — setzten wohlgemut und unerschrocken die verlockende Flasche auf die Bar, als ob es Prohibitionsgesetze und spähende Augen des Gesetzes überhaupt nicht gäbe.

Die Phlegmatiker — mehrschbendeels aus Plattdeutschland gebürtig — schenkten den Schnaps im Nebenzimmer ein und servierten ihn mit einer Zeitung oder mit einer Serviette verdeckt und nahmen schweigend auf die nämliche Art und Weise auch die leeren Gläser zum Wiederfüllen in Empfang.

Die Choleriker — wiederum großenteils Söhne Erins — wetteiferten entweder mit den Sanguinikern in der Offenherzigkeit oder mit den Phlegmatikern in der Vorsicht ihres Gebahrens, aber sie schwiegen nicht dazu, sondern fluchten gottssträflich.

Die Melancholiker — meist geborene Amerikaner — boten den Kunden erst alles mögliche andere an, bis sie schwer seufzend und jammernd über das eingegangene Risiko die gewünschten „.onies" anbrachten, ganz versteckt in der geballten Faust. Auch der Kunde mußte die Gläser so leeren — es war schon dafür gesorgt, daß sie nicht zu groß waren — und sie dann mit vorgestreckter geballter Faust selbst in die Spülrinne hinter der Bar fallen lassen. Und die ganze Zeit über heulte der Melancholikus, er sähe sich schon im Gefängnis . . .

Aber Schnaps verkaufen sie beinahe alle . . .

So kam es, daß in der ganzen ersten Prohibitionswoche vom Dämon Rum weiterer Abschied genommen wurde, und daß man so viele ausgewachsene Affen sehen konnte, die weniger von heimlichem, als schon vielmehr von unheimlichem Suff zeugten . . .

* * *

Wie lange noch? Das ist jetzt die brennend durstige Frage.

So lange die Tausende von Agenten der Kriegsprohibitions-Propaganda und die vielen Bolschewiki-Jäger keine Dauer verheißende Beschäftigung beim Wiederaufbau des amerikanischen Wirtschaftslebens gefunden haben, ist zu befürchten, daß jeden Augenblick die ganze Spitzel-Meute zur Wirtshatz losgelassen werden mag.

Dann wird es vorbei sein mit den verhältnismäßig offenherzigen und freimütigen Libationen des Schnapsus. Dann wird in New York, wie in den alten Prohibitionsstaaten die „Flüsterbude" und der wirklich heimliche und unheimliche Suff erstehen.

* * *

Trinken Sie daher alle aus und fassen Sie Mut, meine Herrschaften, und singen Sie alle nach der schönen Melodie des Strauß'schen „Wiener Blut"-Walzers:

„Prohibition,
„Sagt der Sohn,
„Ist ein Hohn,
„Alter Sohn,
„Ich merk's schon."

Tsingtau als Symbol.

Von **Erich von Salzmann.**

(„Vossische Zeitung".)

Der Schacher um die Beute, die man dem erschlagenen Riesen abgenommen hat, ist im vollsten Gange. Wo bleibt das Selbstbestimmungsrecht der Völker? Von dem reden nur noch rein akademisch einige der Leidenden. Die Sieger kümmern sich nicht mehr darum. Die Zustände auf dem diplomatisch politischen Weltmarkt sind eigentlich nicht um's Haar anders als die auf dem Wiener Kongreß. Man schachert um Länder, Städte und Dörfer. Man fragt die Betroffenen wenig, was sie selbst dazu zu sagen haben. Kompensation geht gegen Kompensation. Man plündert die Unterlegenen mit einer Brutalität sondergleichen.

Europäische Straße in Kiautschau.

Tsingtau wird zum Symbol dieses Schachergeistes. In Deutschland glauben vielleicht manche Utopisten, es handle sich wirklich um Tsingtau. Weit gefehlt! Es geht um sehr viel mehr, um die größten Dinge kommender Weltordnung! — Das Problem ist ein ungeheures. Kalt, nüchtern, ruhig, ohne das geschwätzige Drum und Dran einer lügnerischen und heuchlerischen Presse hat Japan in Paris die Gleichberechtigung der gelben mit der weißen Rasse auf allen Gebieten und für alle Weltteile gefordert. Das Dreierkonsortium, Wilson, Lloyd George, Clemenceau, war entsetzt, denn die Bewilligung wäre das Ende der englischen Herrschaft in Indien und damit das Ende der englischen Weltherrschaft überhaupt. Es wäre die Preisgabe der französischen Kolonien in Hinterindien, Landstriche, die wie auch immer den Japanern im Laufe der nächsten Jahrzehnte einmal zufallen müssen. Es hieße aber auch die Ueberschwemmung Westamerikas mit japanischen und chinesischen Arbeitern, von Mittel- und Südamerika, Australien und Südafrika und in erster Linie Sibirien überhaupt nicht zu reden, wo der gelbe Mann überall mächtig zuzupacken beginnt.

Die ungeheure völkische und wirtschaftliche Expansion Japans geht Deutschland unmittelbar an. Sie muß zu einem der Hauptbeobachtungspunkte der auswärtigen Politik werden, denn diese kommende neue Ueberflutung der Welt bringt die neue Möglichkeit großer Erschütterungen und damit Aussichten, die man heute noch kaum erkennen kann.

Das bisher deutsche Tsingtau ist der Ausgangspunkt, der Ortsname Tsingtau wird zum Fanal. Das ist wirklich Grund genug, die Augen offen zu halten. Die Dinge liegen so, daß Japan Tsingtau als Kriegsbeute beansprucht, sich aber zugleich theoretisch bereit erklärt, Tsingtau seinem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben.

Würde der Gang der Ereignisse tatsächlich diesen Lauf nehmen, dann ließe sich gegen die Form der Zurückführung der verschiedenen Vergewaltigungen Chinas wenig sagen, obwohl damit nur ein Anfang der Einsetzung Chinas in seine alten Rechte gemacht wäre. Man vergesse nämlich nicht, daß Deutschland nicht der einzige Sünder gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker im fernen Osten ist, sondern daß sich im chinesischen Staatskörper noch viele offene Wunden befinden, so im besonderen Hongkong, von dem aus England den gesamten Handel Mittel- und Südchinas kontrolliert. Tsingtau als Vorgang war tatsächlich nur ein Kinderspiel gegenüber dem, was sich England, Frankreich und im besonderen Japan gegenüber dem Reiche der Mitte in den letzten Jahrzehnten geleistet haben. Wenn es wirklich dazu kommt, daß die Welt in Paris den Japanern Tsingtau als Siegespreis zuspricht, so ist das geradezu ein Schlag ins Gesicht der Theorien, die man während des Krieges zum Zweck des politischen Kampfes gegen uns aufgestellt hat. Glaubt denn ein Mensch, daß das einmal in Tsingtau festsitzende Japan es jemals herausgeben wird? — Hat man denn ganz vergessen, was Japan in Korea getan hat? Ist der Vertrag von Portsmouth von 1905 ein Fetzen Papier? In jenem Friedensvertrag hat Japan auch versprochen, die Südmandschurei später zu räumen. — Glaubt etwa heute noch ein Kind, daß Japan jemals aus der Mandschurei herausgehen wird? Man sprach so viel von der Gleichberechtigung der kleinen und schwachen Nationen mit den großen und starken. Das praktische Ergebnis dieser Theorien sollte eben der Völkerbund sein. Japan ist groß und stark geworden, es will jetzt als gleichberechtigt in den Völkerbund eintreten. Das wollen die drei Vormächte der Entente um keinen Preis zugeben. Mit schönen Redensarten läßt sich Japan, wie es Deutschland bisher tat, nicht abspeisen. Es fordert für seinen Verzicht eine Kompensation und zugleich eine solche von ungeheuerlichen Ausmaßen, nämlich die Anerkennung der Vormundschaft über ganz Ostasien, die gleichbedeutend ist mit der Vorherrschaft über das alle Möglichkeiten der Erde bergende chinesische Reich. Paris spielt dazu Versteck. Man spricht nur von der Konzession Tsingtaus an Japan. Tatsächlich ist Tsingtau wirklich eingesteckt. — Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß dem japanischen Weltreich in der ihm nun bald von der Entente zugestandenen Stellung auf dem asiatischen Kontinent gelingen wird, das chinesische Volk zu organisieren und unter Wahrung seiner Selbständigkeit zur japanischen Weltanschauung, die durchaus imperialistisch ist, empor zu entwickeln. — Ein solcher Vorgang wäre nicht der erste in der Weltgeschichte. Einem Häuflein Mongolen gelang dasselbe schon einmal. Die Mandschus taten das gleiche. Die Japaner werden genau ebenso handeln, und die Welt müßte blind und taub sein, wollte sie nicht wenigstens in diesem Falle einmal aus der Geschichte lernen. Das Vierhundert-Millionenvolk der Chinesen ist ein friedfertiges, durchaus demokratisches Ackerbau- und Händlervolk. Man lese die seit mehr als zweitausend Jahren feststehende Geschichte Chinas, um zu finden, daß dieses friedfertige Volk jedesmal dann gefährlich wurde, wenn es unter fremde Führung geriet. Die Mongolen und Mandschus sind die bekanntesten Beherrscher Chinas.

Die Entente gibt vor, für die Freiheit der Welt zu kämpfen. Durch ihr egoistisches Verfahren gegen Japan glättet sie diesem selbst die Bahn zu Japans uraltem Ziel: der Herrschaft auf dem asiatischen Festland. Der große Hidejoschi kann stolz sein auf seine Nachfahren, sie werden das Ziel erreichen, das er in furchtbar blutigen Kriegen anstrebte. — Tsingtau ist der Beginn. In Tsingtau und seinem Hinterlande Schantung, das die Entente heute Japan überläßt, schließt sich der japanische Ring um das Herz des asiatischen Kontinents, um die Hochburg seiner Beherrscher, um die Hauptstadt des Nordens, um Peking.